

Technische Universität Dresden
Philosophische Fakultät
Institut für Philosophie/Institut für Soziologie
SS 2005
HS Die Natur des Menschen – heute:
Anthropologische Grundfragen in der Gegenwartsdiskussion
Dozenten: Prof. Dr. K.-S. Rehberg, Prof. Th. Rentsch, Dr. J. Fischer
Protokollantin: Susanne Gertig¹
Sitzung vom 26.04.2005

Thema:

Menschliche Natur: Der Ansatz der anthropologisch-soziologischen Institutionenanalyse (Rehberg)

Literatur:

K.-S. Rehberg, Institutionen als symbolische Verkörperungen, in: T. Melegny/ H.-J. Niedenzu (Hg.), Institutionen. Entstehung, Funktionsweise, Wandel, Kritik, Innsbruck 2003, S. 33-55.

K.-S. Rehberg, Ders.: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: G. Melville (Hrsg.): Institutionalität und Symbolisierung. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 3-49

Vorweg: Allgemeines

Protokolle sollen in ganzen Sätzen formuliert werden. Die Konzentration sollte **[nicht]** auf den Verlauf des HS, **[sondern]** auf die gedankliche Substanz, den Gedankengang gerichtet sein.

[Nochmal zur Erläuterung, bitte orientieren Sie sich in den weiteren Protokollen daran: Es geht um ein „Meliorationsprotokoll“. Interessant sind in unserem Zusammenhang nicht Zeitpunkt, Anwesende und Ort der Argumente. Erwartet wird vielmehr die strukturierte Wiedergabe des (vielleicht komplexen) Gedankenganges der Sitzung dergestalt, dass auch eventuell Abwesende ihn nachvollziehen könnten. Es geht also nicht darum, die Sitzung chronologisch oder wortgetreu oder in bloßen Stichworten nachzuerzählen. Stattdessen dreht es sich darum, an Hand von Zentrierungspunkten, die sich im Verlauf der Darlegung und der Diskussion herausbilden, die häufig hin und her gehende Erörterung übersichtlich zu bündeln, ohne wichtige Aspekte unter den Tisch fallen zu lassen. Es ist erwünscht, eigene ergänzende Überlegungen zu sachlichen Aspekten, die nicht zur Diskussion gelangten, mit in das Protokoll einzufügen (*kursiv* abgesetzt gegenüber dem Haupttext des Protokolls).]

Für alle Seminarteilnehmer, die noch keine im Seminar zu erbringende Leistung erhalten hatten, wird die Möglichkeit eingerichtet, Inhaltsangaben zu verfassen. [Wer noch nicht auf dieser Liste steht und noch keine Literatur zugewiesen bekommen hat, melde sich bitte bei mir: Heike.Delitz@mailbox.tu-dresden.de. Die Inhaltsangaben sind bis zum 15.7. einzureichen].

Kopiervorlagen liegen im Institut für Soziologie.

¹ Korrekturen und Ergänzungen in [] von Heike Delitz

Das Referat gliederte sich in zwei Teile. Nach einer kurzen Darstellung von Arnold Gehlen (1904 – 1976) und seiner Institutionentheorie folgte der Abriss des Ansatzes der anthropologisch soziologischen Institutionenanalyse von Prof. Dr. K.-S. Rehberg.

[1. Arnold Gehlens Philosophische Anthropologie² und Institutionentheorie]

Arnold Gehlens Ansatzpunkt für seine Institutionentheorie ist der des menschlichen Handelns. Der Mensch als Kultur- aber vor allem als [nicht instinktgeleitetes] „Mängelwesen“ steht bei ihm im Vordergrund. Institutionen sollen seinen Antriebsüberschuss regeln und sein Handeln leiten, um [ihn in seiner Notwendigkeit, sich dauernd zu entscheiden] zu entlasten. In der Unordnung im Menschen und in seiner Welt bedarf es „oberster Führungssysteme“ (Institutionen), die als Stabilisatoren die die Instinkt[unsicherheit kompensieren]. Die Plastizität des Menschen (d.h. Formbarkeit) ermöglicht solch eine „Formung“ durch die Außen- bzw. Mitwelt (durch Institutionen). Institutionen sieht Gehlen somit als gesellschaftliche Tatsache [mit Durkheim] und Rückgrat der Gesellschaft.

An diesem Punkt betonte Herr Prof. Rehberg [ausgegebenem Anlaß des undifferenzierten Referats] noch einmal die Grundgedanken Arnold Gehlens bei der Erarbeitung seines anthropologisch-soziologischen Institutionenansatzes:

Gehlen gilt als konservativer Autor und war besonders nach dem 2. Weltkrieg an der gesellschaftlichen Ordnung interessiert. Ordnung wird durch Institutionen realisiert, die die Mängelhaftigkeit des Menschen und seine Instabilität (Der Mensch als labiles, fragiles Wesen) „auffangen“ sollen. Genau wie Hobbes (der in seinem Werk „Der Leviatan“ den Urzustand [als Kampf] aller gegen alle beschreibt und ein Wesen konzipiert, dass die Ordnung wieder herstellt [nämlich aus der rationalen Einsicht aller Individuen]), sieht Gehlen in der Institution die Antwort auf die Angst vor dem [antibürgerlichen gesellschaftlichen] Chaos.

Nach der Zeit des Nationalsozialismus (Gehlen war Mitglied der NSDAP [und was heißt das an dieser Stelle?]) [ergänzt] Gehlen seine Theorie durch den Gedanken [der symbolischen Interaktion] von George Herbert Mead, indem er die Produktivität dieses Gedankens für die gesellschaftliche Ordnung erkennt. [Gehlen war somit einer der ersten Entdecker Meads] So kommt es zur Herausarbeitung einer Darstellung der Institutionen aus ihrer [interaktiven] Genese heraus. Hier ist auch eine Parallele zu Durkheim zu erkennen, der meinte, dass Gesellschaft nur aus dem Sozialen heraus erklärbar ist. So versucht Gehlen, die [Institutionen nach dem] Modell der Urreligion Durkheims zu [erklären]. Diese erfuhr eine moralische Stabilisation ihrer Gesellschaft aus dem Ritualen, aus der [gemeinsamen Bewegung in] Riten, Tänzen, Totems. Somit ist die Gemeinschaft der Bewegung als ordnungsstiftend anzusehen.

Dieses Modell übernimmt Gehlen und mit ihm das Moment der Bewegung der rituellen Gesellschaft. Ordnung wird hierbei nicht von „oben“ hergestellt, sondern entsteht aus dem Zusammenhandeln der Menschen. Die Geburt der Institutionen ergibt sich aus der Angstbewältigung des „Ritualtieres“ Mensch, für den die Zweckmäßigkeit sekundär erscheint. Praktische Beispiele hierfür finden sich in [sozialen Bewegungen oder] Friedensdemonstrationen, die aus sich heraus [und vor allem gegen ihre Intentionen] Institutionen gebildet haben.

Im zweiten Band der „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981) von J. Habermas findet sich ein Durkheimkapitel, in dem er seine Theorie, wonach die letzte Begründung der Ordnung rituell ist, [ähnlich] darstellt. Die Nähe zu Gehlen [sollte] nicht unbeachtet bleiben [wenn man vorher den

² Zur besseren Unterscheidung zwischen „Philosophischer Anthropologie“ als spezifischem Denkansatz (möglicherweise mit dem Kern der Biophilosophie) und „philosophischer Anthropologie“ als Subdisziplin der Philosophie, die auch noch andere Ansätze (hermeneutische, existentialanalytische, sprachanalytische) beinhaltet, wird im folgenden der Ansatz von Scheler, Plessner, Gehlen mit großem „P“ beschrieben.

Habermas-Satz von einem „aus dem Tritt geratenen Rechtsintellektuellen“ zitiert und ihn aus dem Zusammenhang reißt, wie geschehen.]

[Der institutionentheoretische Ansatz von Karl-Siegbert Rehberg]

Zeitgenössische Institutionentheorien weisen gesellschaftlichen Institutionen zwei Dimensionen zu: zum einen eine restriktive und stabilisierende Funktion für die Akteure, zum anderen gesellschaftliche Integration individueller Handlungen.

Institutionen sind [in dieser Perspektive] Vermittlungsinstanzen kultureller Sinnproduktion, um kulturelle Objektivationen verbindlich zu machen. Diese können nicht ohne zusammenhangstiftende Ordnung funktionieren. Institutionen werden auch als symbolische Ordnungen aufgefasst. Dies beruht auf der anthropologischen [und erkenntnistheoretischen oder kulturphilosophischen] Grundannahme der symbolischen Vermitteltheit aller Welt- und Selbsterkenntnis des Menschen, der als Kulturwesen (d.h. ohne die Stabilisierung durch Instinkte) Situationen deuten und andere Handlungsmöglichkeiten bereithalten muss. Der Gebrauch von Zeichen und Symbolen ermöglicht solche Transzendierungsleistungen und die Verfügung über „signifikante Symbole“ (Symbole, deren Bedeutungen mit anderen geteilt werden), heißt gleichzeitig „Geist“ zu haben [G.H. Mead].

[In der Institutionentheorie von K.-S. Rehberg und des Dresdener Sonderforschungsbereiches 537 „Institutionalitat und Geschichtlichkeit“ geht es nun insbesondere um die Analyse „institutioneller Mechanismen“, also der unterschiedlichen Medien der symbolischen Darstellung *und Konstitution* von Handlungsordnungen.

Dabei wird zwischen] Präsenz- und Reprsentanzzeichen unterschieden. Repräsentanz bedeutet, dass im darstellenden Verhalten auf etwas anderes verwiesen wird, Präsenz, dass dieses „Dargestellte“ tatsächlich in die Anwesenheit gezwungen wird. Symbole, die diese Präsenz schaffen, lassen sich nach Leib-, Raum-, Zeit-, und Textsymbolen differenzieren. Im Fall der Ehe also Brautmode, Standesamt, Standesbeamter, Ehegesetze.

Die Institutionenanalyse verfolgt nun folgende Punkte: Die Stabilisierung durch die Habitualisierung, die Orientierung an einer [symbolisch verkrperen] Leitidee, [als] Selbst[darstellung] der Institution.

Jede Institution strebt nach [Selbststabilisierung. Ihr Problem ist die Auf-Dauer-Stellung über die Lebenszeit der einzelnen Individuen hinweg. Dies geschieht durch die Existenz legitimierende] Konstruktion von Eigenräumen, Eigenzeiten und Eigengeschichten: Eigenräume (z.B. Kultstätten, Bauwerke) sollen [u.a.] historische Präsenz vermitteln [aber auch Macht verkörpern]. Eigenzeiten (z.B. festgelegte Tagesablaufe) sind institutionell erzeugt und dienen durch Strukturierung der Stabilisierung und Entlastung der Individuen. Die Eigengeschichte verleiht der Institution ihre Legitimität [um sie dem Kontingenzbewutsein zu entreißen.] Außerdem hat jede Institution eine Leitidee, [aus deren Verkörperung und Geltendmachung auch gegen andere Leitideen sie – nimmt man die These der symbolischen Konstitution der Ordnung ernst – besteht.]

Als Beispiel einer Institution wurde die Ehe aufgegriffen [; weitere Grobeispiele für Institutionen wären der Staat oder die Kirche]. So verdeutlichen die Ringe bei der Eheschließung symbolisch die Verbundenheit der Eheleute, und so repräsentiert das Zeremoniell vor dem Standesbeamten die Eheschließung, gleichzeitig wird die Ehe an sich dabei in die Anwesenheit gezwungen.

Diese Mechanismen findet man auch zahlreich im Beispiel der Institution Ehe: besondere Orte, die man mit romantischen Ereignissen verbindet, der Hochzeitstag aber auch die Leitidee der auf Dauer angelegten Partnerschaft schaffen Bindung und damit Ordnung.

Die Ehe schließt als ein wichtiges Moment die Sexualität ein. Während das Tier instinkthaft gesteuert ist und durch sein implizites Wissen den Sexualtrieb steuert, unterliegt der Mensch einem Sexualstrom mit Triebenergien, die bestimmte Formen annehmen. Sie sind nicht an bestimmte Zeiten (wie z.B. die

Paarungszeit bei Tieren) und auch nicht an spezielle Partner gebunden. Vor dem Hintergrund der philosophischen Anthropologie erscheint die Ehe als Institution, die die Instinkttlosigkeit des Menschen ausgleichen soll und damit stabilisierend wirkt, denn hier legt die Institution Zeit und Partner fest. Diese ist die normative Orientierung in Form einer Leitidee, das Treugelöbnis, das zur Selbstmotivation der Beteiligten beiträgt. Die Körperlichkeit (auch in Form der Sexualität) des Menschen und sein Verhältnis zu dieser muss hier nochmals ins Spiel gebracht werden. Die Körperlichkeit symbolisiert die Endlichkeit des Menschen, seine Seele ist ja Teil der Ewigkeit.

Zusammenhang von Institutionentheorie und [P]hilosophischer Anthropologie

Die Institutionentheorie ist eng mit der [P]hilosophischen Anthropologie verknüpft. Der kontrastierende Tier-Mensch-Vergleich, der im Kontinuum zwischen Tier und Mensch sichtbar wird, zeigt: Der Mensch ist trieb[-getrieben], sinnlich. Er muss mit seiner Körperlichkeit umgehen. Die Institutionentheorie ist als eine [Anwendung] der Erkenntnisse der [P]hilosophischen Anthropologie zu sehen, die sich in Abgrenzung etwa zu den Vertragstheorien [immer auch] mit dem [körperlichen Aspekt des Menschseins befaßt]. Das Moment der Körperlichkeit, der Sinnlichkeit tritt [dabei nicht in den Vordergrund, sondern wird gleichberechtigt neben dem geistigen, der Vernunft betrachtet].

Die spezifisch menschliche Triebdynamik erlegt es ihm auf, nach Entlastungen zu suchen, die funktionierende Institutionen realisieren können. Der Mensch ist auf Rituale angewiesen, weil er in der Wiederholung (schon Aristoteles wies auf die Bedeutung von Wiederholungen hin) Habitualisierung erreicht, die entlastend wirkt.

Zudem weiß allein der Mensch, dass er sterben muss und sucht nach der Bewältigung dieses Bewusstseins. [Auch aus dieser] fundamentalen Beziehung zwischen Bedrohtheit und Ordnungsbedürfnis des Menschen ergibt sich die Begründung von Institutionen.

[Angeregt wurden in Referat, Diskussion und Protokoll folgende Fragen:] Ist nun aber der Triebüberschuss des Menschen oder sein Bedürfnis nach Ordnung institutionenstiftend? [Das ist eine unsinnige Frage, wenn Institutionen Ordnungen sind. Auch die Frage nach der] Notwendigkeit einer Steigerung der Ordnung [ist m.E. nicht zu beantworten, weil der Mensch immer auf Institutionen angewiesen ist, aus seiner anthropologischen Situation heraus. Dieses anthropologische, d.h. universale Bedürfnis wird dann historisch und kulturell verschieden ausgefüllt, ohne dass hier von einer teleologischen Steigerungsperspektive zu sprechen wäre. Institutionen können, wie sie entstehen, auch zerfallen, das wurde auch diskutiert, am Beispiel der DDR.]

[Institutionalisierung,] Deinstitutionalisierung und Reinstitutionalisierung

Neben der Notwendigkeit der Institutionen zur Stabilisierung des menschlichen Lebewesens ist gerade durch die Fragilität der Menschen [immer auch eine] Deinstitutionalisierung und Reinstitutionalisierung möglich. Das Gebrochensein und Todesbewusstsein ist auch in Institutionen noch vorhanden (Als Gegenbeispiel kann hier die katholische Kirche gelten, die [trotz Säkularisierung] immer noch existiert.) Wichtig ist aber bei der Betrachtung der Entwicklung der Institutionen die Geschichtsperspektive. Zu diesen De- und Reinstitutionalisierungsprozessen zählt auch der Zerfall von Kulturen und Staaten, wie z.B. die DDR 1989.

Die Deinstitutionalisierung ging einher mit dem Zerfall aller wichtigen Institutionen dieses Staates und einer Reinstitutionalisierung des Nationalen als kollektiver „Leitidee“ Ost- und Westdeutscher, weil die Leitidee der DDR nicht mehr die normative Kraft der gesellschaftlichen Integration hatte. So waren die Westdeutschen über die Leitidee des Nationalstaates aufgefordert, Ressourcen zur Verfügung zu stellen, um eine Reinstitutionalisierung des Nationalstaates herbeizuführen.

Diese Punkte konkretisieren sich z.B. in der Wende 1989. Diese Wende [kann interpretiert werden] als Kampf um die Leitidee des „Volkes“, denn die DDR [beanspruchte,] die Institutionalisierung eine [Arbeiter- und Bauern-]Demokratie [zu sein, deren Interessen die Partei als Avantgarde dieses Volkes

verkörpern sollte]. In der Auseinandersetzung um diese Leitidee wurde daraus: („Wir sind das Volk“), Im Zuge der ‚Deinstitutionalisierung‘ der DDR wurde daraus „Wir sind *ein* Volk.“. Dies führte zu der oben bereits erwähnten Reinstitutionalisierung des deutschen Nationalstaates und damit zum Rückgriff auf eine andere Leitidee. Hier ist spannend, inwieweit sich die Bedürfnisse Stabilität und Freiheit abwechseln, wo sich das Individuum erst Institutionen schafft und sich dann geknebelt fühlt. Da der Mensch aus Sicht der [P]hilosophischen Anthropologie als „[welt]offenes“ Lebewesen gilt und auf Stabilität angewiesen ist, muss hier der nicht realisierte Phantasieüberschuss in Betracht gezogen werden. Dieses subversive Moment führt zur Kritik an der Institution, diese kann aufgelöst werden, der Mensch bleibt immer ein riskierendes [und riskiertes] Lebewesen. Das knappe Vorbeischrammen an einem Bürgerkrieg zu dieser Zeit, greift wieder den Hobbeschen Gedanken auf, dass egal welche Ordnung auch kommt, Krieg tunlichst vermieden werden soll. So dient die Norm der Institution der Neuentwicklung von Freiheit. Hobbes hat nicht gemeint, dass der Krieg [eine] Institution [ist oder sein sollte], denn seine eigenen Erfahrungen (Angriff Englands durch die spanische Armada 1588) haben ihm gelehrt, Angst vor dem [Kampf] aller gegen alle zu haben als Ausdruck der gewalttätigen Entfesselung der Körperlichkeit des Menschen.

Als Beispiel [einer partiellen Steigerung] kann [gleichwohl] das Verlangen der Homosexuellen gesehen werden, die nach einer Anerkennung ihrer sexuellen Orientierung suchen und Entlastung in einer gesellschaftlichen Institution – der Ehe – suchen, da diese in der Gemeinschaft akzeptiert wird. Dieses Streben kann somit als Bestätigung der Institutionentheorie gesehen werden. Gleichzeitig ist hier auch die Steigerung der Ordnung zu erkennen: Durch die gesellschaftliche Komplexitätssteigerung in der Moderne verlangten die Menschen nach einer Steigerung institutioneller Ordnung. Die moralische Aufladung der Ehe war im 18./19. Jh. eine andere als heute. Galt sie erst als Zweckbeziehung kam später das ideal der romantischen Liebe dazu. Die Ehe wurde erst geschaffen, um Stabilisierung der Individuen zu gewährleisten und veränderte in ihrer weiteren Entwicklung laufend ihr Gesicht, weil sich die Bedürfnisse des Menschen änderten. Das Streben nach einer Ehe zwischen Homosexuellen kann demzufolge als Steigerung dieser Ordnung angesehen werden, da sich die Bedürfnisse der Menschen in diese Richtung verschoben haben und sie nun wieder nach Entlastung suchen.

Die [einzelnen] Menschen haben verschiedene Bedürfnisse, die miteinander kompatibel sein müssen. Wichtig ist [bei all dem], dass gesellschaftliche Ordnungen frei und gestaltbar [sind, sie entstehen nur durch unser Handeln], [dabei lassen sich kulturelle Unterscheide beobachten] je nach dem Standpunkt des Menschen in ihr, seiner Position.